



Magdalena Heider

Wie erkläre ich meine Schule?

Mein Referendariat beendete ich 1993 in Tübingen – kein günstiges Jahr für eine Berufsanfängerin, denn Baden-Württemberg stellte kaum Lehrer und Lehrerinnen ein. Da ich jedoch schon seit der Grundschule sicher wusste, dass ich Lehrerin werden wollte und sich dieser Wunsch durch das Referendariat noch verfestigt hatte, schaute ich mich nach Alternativen zur Arbeit an einer staatlichen Schule um und stieß bald auf die Schulen in katholischer Trägerschaft. Nach einem vergnüglichen Vorstellungsgespräch mit Dr. Weisbrod in einem Café im Mannheimer Hauptbahnhof (sein Erkennungszeichen war – glaube ich mich zu erinnern – die FAZ) hatte ich bald darauf die Zusage, im August 1993 an der Heimschule Lender in Sasbach mit den Fächern Deutsch und Gemeinschaftskunde anfangen zu können. Etliche Jahre pendelte ich dann zwischen meinem Wohnort Karlsruhe und meinem Arbeitsort Sasbach, bis sich 2001 die Möglichkeit bot, an das St.-Dominikus-Gymnasium in Karlsruhe zu wechseln, eine der Mädchenschulen der Schulstiftung.

Der erste Tag nach den Sommerferien 1993 und zugleich mein erster Schultag an der Heimschule Lender: Befürchtet hatte ich, eine „verstaubte Anstalt“ oder eine „Presse für schwierige Kinder“ vorzufinden, an der es „wohl kaum jemand lange aushalte“. Zu meiner Überraschung aber füllte sich das Lehrerzimmer rasch mit gutgelaunten Menschen, junge, ältere und auch KollegInnen kurz vor dem Ruhestand, die sehr vertraut und herzlich miteinander umgingen, sich ganz offensichtlich auf die Schule freuten und manche vor Ideen für das kommende Schuljahr nur so sprühten. Mir wurde klar, dass ich wohl mit einiger Skepsis an dieses Gymnasium gekommen war, mit insgeheim gehegten Vorurteilen. Doch schon die Erfahrungen der folgenden Tage befreiten mich gänzlich von diesen Befürchtungen.

Jedoch habe ich im Laufe der folgenden 20 Jahre gemerkt, dass meine Reaktion nicht untypisch war. Immer wieder bin ich Menschen begegnet, die Privatschulen, vor allem christlichen, skeptisch gegenüberstehen. Einige der wiederkehrenden Fragen möchte ich aufgreifen. Meine Antworten sind subjektiv und sicher fehlt manches.

Wenn Außenstehende heute das Wort „Privatschule“ hören, haben die meisten Assoziationen wie „enormes Schulgeld“ und auch deshalb „Schule für Reiche“, „elitäres Bewusstsein von Eltern und Lernenden“ oder „Weltfremdheit, weil Abschotten der Jugendlichen von der rauen, sozialen Wirklichkeit“. Sicher, Eltern, die sich für eine der Schulen der Schulstiftung entscheiden, sind in der Regel bewusste, bildungsorientierte Eltern, die keine Berührungsängste gegenüber einer solchen Institution haben. Und sie stammen vorwiegend aus der bürgerlichen, zumeist deutschen, Mittelschicht. Zugewanderte sind – verglichen mit der Gesellschaft – unterrepräsentiert. Und somit haben die Skeptischen Recht: Die breite soziale Realität unserer Gesellschaft spiegelt sich in den beiden Schulen, die ich kenne, nur bedingt wider. Gleichwohl: Bedenkt man die eher geringe Höhe des Schulbeitrages (der gegebenenfalls auch ganz erlassen wird), die breit gestreuten Hilfen von Fördervereinen und Sozialfonds und die vielfältigen Verankerungen der Schulen in ihrer Umwelt, so zeigt sich, dass das Anliegen der Schulen, grundsätzlich offen für alle zu sein, durchaus realistisch ist. Auch Sozialprojekte wie „COMPASSION“, die Teilnahme an Wettbewerben unterschiedlicher Ausrichtung, Betriebsbesichtigungen, Gerichtsbesuche, das Mitwirken am Girls-and-Boys-Day, der rege Schüleraustausch mit anderen Ländern und vieles mehr geben den Lernenden differenzierte Einblicke in die bundesdeutsche Wirklichkeit und können ihnen helfen, ihren eigenen Standort in unserer Gesellschaft kritisch zu reflektieren und mitunter auch ihr Selbstbild zu überprüfen.

Natürlich wird auch nach dem spezifisch „Katholischen“ gefragt. Zunächst weise ich darauf hin, dass wir uns umfassender verstehen: als christliche Schule, die offen ist auch für konfessionslose Schülerinnen und Schüler. Der christliche Anspruch zeigt sich etwa in regelmäßigen Schulgottesdiensten sowie im katholischen und evangelischen Religionsunterricht, der – anders als in staatlichen Schulen – durchgängig erteilt wird. Spätestens an dieser Stelle fällt mir meist jedoch auf, dass ich damit das, was ich in Sasbach als den dort so genannten „Lendergeist“ erleben konnte oder in Karlsruhe als das von Eltern wie Außenstehenden oft so benannte „besondere Klima unserer Schule“, durch pures Aufzählen nicht vermitteln kann. Gemeint ist der respektvolle, freundliche, aneinander interessierte Umgang von SchülerInnen und LehrerInnen, der beiden Seiten guttut.

Je nachdem, welche Themen gerade in der Öffentlichkeit diskutiert werden, wird dann nachgehakt, wie denn die Kirche als Arbeitgeberin sei. Als mittlerweile verbeamtete Lehrerin und Abteilungsleiterin kann ich mich nicht beklagen. Und betont werden muss, dass manche Regelungen günstiger sind als bei staatlichen Schulen. Doch ich habe nicht die Zeiten vergessen, in denen ich „nur“ angestellt war und auch nicht das Gefühl, bei gleicher Ausbildung und gleicher Arbeit am Ende des Monats erheblich weniger Geld zu bekommen als andere, so wie überall im Öffentlichen Dienst, wo Beamte und Angestellte der gleichen Tätigkeit nachgehen. Natürlich verschweige ich auch nicht, dass wir, als Mitarbeitende in einem sogenannten „Tendenzbetrieb“, in einigen Rechten eingeschränkt sind, was sich etwa in den Problemen zeigt, die geschiedene KollegInnen haben, die wieder heiraten möchten. Und etwas wehmütig denke ich an den Vorstoß eines Großteils der Sasbacher Lehrerinnen und Lehrer zurück, die sich, nachdem das Land Baden-Württemberg 1995 ein Gesetz zur „Durchsetzung der tatsächlichen Gleichsetzung von Frauen und Männern“ verabschiedet hatte, an die Schulstiftung mit der Bitte wendeten, eine Gleichstellungsbeauftragte für diese Schule zu installieren. Im Antwortschreiben vom April 1997 war zu lesen, dass mit einer solchen Aktion gewartet werden sollte, auch weil „grundsätzlich in Frage“ stünde, ob dadurch „dem Problem der Ungleichbehandlung von Frauen in rechter Weise begegnet“ werde. 16 Jahre später – wieder war es April – hatte man eine Antwort gefunden: Am 16. April 2013 trat der „Gleichstellungsplan für Leitungsaufgaben“ in Kraft mit der Konsequenz, dass eine Gleichstellungsbeauftragte für das Erzbischöfliche Ordinariat (mit seinen Dienststellen) sowie die Schulstiftung ernannt wurde.

Da ich seit 2001 in einer Mädchenschule arbeite, werde ich seitdem immer wieder mit der Frage konfrontiert, ob Monoedukation denn noch zeitgemäß sei und ob uns „denn nicht etwas fehle“. Ich schicke meiner Antwort dann zunächst voraus, dass ich in Sasbach sehr gerne auch mit Schülern gearbeitet habe. Nach meinem Wechsel aber musste ich feststellen, dass ich mich bei der Themenwahl wie im Unterricht mehr auf die (oft lebhafteren) Jungen und mithin weniger auf die (zuweilen zurückhaltenderen) Mädchen konzentriert hatte. Diese Erfahrungen wie auch die Erkenntnis, dass Mädchen – vor allem in der Pubertät – oft anders angesprochen werden müssen als Jungen, überzeugen mich vom Konzept der Monoedukation vor allem in der Unter- und Mittelstufe. Ebenso aber

kann ich mir vorstellen, dass auch eine Jungenschule in der Schulstiftung eine Zukunft hätte.

Summa summarum: Auch nach 20 Jahren gehe ich noch immer gerne zur Schule und freue mich auf weitere Diskussionen.

„Das Auffällige an unserer Schule ist deutlich: wir lernen in einem Kloster, setzen uns nur aus Mädchen zusammen und können eine handwerkliche Ausbildung absolvieren. Aber das wirklich Besondere ist das Klima, die Atmosphäre und das Miteinander unter den Schülerinnen.“

Helena, 15 Jahre,
Heimschule Kloster Wald

„Das Leben im Internat ist, entgegen aller Klischees, sehr entspannt.“

Celine und Constanzia, 15 Jahre
Heimschule Kloster Wald